

Das Abenteuer eines Basler Malers

Autor(en): Daniel Burckhardt-Werthemann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1905

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b852eeb8-3a32-48d8-a7be-4344a21e5486>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Das Abenteuer eines Basler Malers.

Von

Daniel Burckhardt-Werthemann.

Nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der „goût antique moderne“ — so nannte der connaisseur von dazumal den klassicistischen Kunststil — auch in Basel zur allgemein herrschenden Mode durchgedrungen war, begann die Rompilgerschaft als unumgängliches Erfordernis für den Bildungsgang eines ernsthaft strebenden Künstlers angesehen zu werden. Bei Raphael Mengs und Angelika Kauffmann angefangen bis hinab zu Koch, Overbeck und Cornelius hat fast jeder der tonangebenden römischen Meister deutscher Nation einen Basler Maler zu seinen Füßen gesehen und manch frische Eigenart — es muß leider gesagt sein — mag während jenes halben Jahrhunderts geknickt und dem alleinseligmachenden Klassicismus oder dem Nazarenertum unterjocht worden sein. Wirkte nun auch die Romfahrt oft verderblich für die künstlerische Erziehung eines jungen Talentcs, so hat sie doch manches Malerleben, das sonst nach der althergebrachten Schablone recht und schlecht und geistig inhaltlos verlaufen wäre, mit einem freundlichen, nie ganz erlöschenden Schimmer verklärt; selbst einen Philister wie Peter Birmann machte die Erinnerung an die helle und glückliche Romzeit noch in alten Tagen zum Enthusiasten. Im Leben der damaligen Basler Maler bildete ja der römische

Aufenthalt überhaupt „das Ereignis“ schlechthin. Im Milieu der deutschen Kolonie von Rom hatte der in engen, Kleinbürgerlichen Anschauungen aufgewachsene Künstler aus seinem beschränkten Ideenkreis heraustreten gelernt; Schranken des Standes oder der Bildung bestanden nicht für den Verkehr der damaligen Romfahrer.

Schade, daß uns die Basler Künstler nur so dürftige Berichte über ihre Romzeit hinterlassen haben. Einzig über Peter Birmann sind wir — wenigstens indirekt — verhältnismäßig gut unterrichtet; von Samuel Birmann's, Reinermann's, Smelin's, Heß's, Christ. Bischoff's und Anderer Erlebnissen erfahren wir dagegen sozusagen nichts. Duzende ihrer Beduten würden wir heute mit Freuden für Erinnerungsblätter hingeben, wie sie uns etwa Ludwig Richter mit seiner köstlichen Selbstbiographie beschert hat. Wie psychologisch interessant wäre nicht die von einem Basler entworfene Schilderung des mit Basler Augen geschauten römischen Kunstlebens zu Overbeck's und Cornelius' Zeiten. Die Künstler von dazumal wußten sich oft mit der Feder ungleich frischer und eigenartiger auszudrücken als mit dem akademischen Stift.

Nur aus der späteren Periode der Rompilgerschaft hat uns ein Basler Maler, Friedrich Salathe, einen ausführlichen Bericht über ein markantes Erlebnis, ein Räuber-Abenteuer, hinterlassen. Das Original der Darstellung, ein an einen Unbekannten gerichteter Brief, scheint verloren zu sein, eine Abschrift hat sich im Besitz des Schreibers dieser Zeilen erhalten.

In der Literatur der 1820er Jahre hat einst dieser Brief eine gewisse Rolle gespielt. Dem scharfblickenden Heinrich Zschokke waren die dramatischen Werte und der sittengeschichtliche Gehalt der ihm auf irgend einem Wege bekannt gewordenen Salathe'schen Schilderung nicht entgangen; im Aprilheft



des Jahrgangs 1820 der heute fast ganz vergessenen Zeitschrift „Überlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit“ berichtete er das Abenteuer unter dem vielverheißenden Titel:

Aus Italien.

Die Schicksale des Malers Salathe unter den Räuberbanden in den Appenninen, von ihm selbst erzählt.

Man hüte sich aber wohl, die Versicherung des Titels „von ihm selbst erzählt“ etwa wörtlich nehmen zu wollen. Wer sich auch nur oberflächlich auf die Eigenart von Zschokke's Schriftstellerischer Technik versteht, wird bald merken, daß die Redaktion der novellenmäßig aufgepußten Erzählung nicht auf Salathe, sondern auf den fruchtbaren Aarauer Poeten zurückgeht. Diese Zschokke'sche Überarbeitung hat in der Folge ein ganzes Rudel von Novellisten zu mehr oder minder gelungenen Räuber- geschichten begeistert; wir nennen aus dieser Schar nur Washington Irving, der übrigens in seinen „tales of a traveller“ ehrlicher Weise seine Quelle angibt; der Nachweis, wie viele von den seinerzeit so beliebten Banditenerzählungen auf Zschokke, bezw. Salathe zurückgehen, gehört schon eher ins Gebiet der Statistik.

Über das Vorspiel von Salathe's Räubererlebnis und den darin vorkommenden Hauptakteurs mögen schließlich noch einige Worte verstatet sein.

Der Erzähler, Friedrich Salathe, entstammte einer vermögenden Bauernfamilie von Seltisberg (Baselland) und wurde als Sohn des Joseph Salathe und der Eva geb. Gysin am 11. Januar 1793 im Schloßlehen zu Binningen bei Basel geboren. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er offenbar durch Peter Birman, an dessen ungefähr gleichalterigem Sohn Samuel er auch einen Freund gewann. Nun folgt ein nicht ganz aufgeklärter Abschnitt in Salathes Leben. In seinem unten wieder-

gegebenen Bericht erzählt der Maler, er sei mit der Armee nach Italien gekommen, habe bei der Artillerie gedient, jedoch später Dienste auf dem Monte Cavallo genommen, um sich daraufhin wieder dem ursprünglichen Beruf, der Malerei, zu widmen. Bei Birman (Gesammelte Schriften I, 197) lesen wir dagegen, daß Salathe im Verein mit seinen Freunden und Berufsgenossen Christoph Bischoff und Samuel Birman im Jahre 1815 gemächlich und ohne jegliche Romantik über die Alpen gereist sei. Wo liegt nun die Wahrheit? An Gelegenheit, als Soldat nach Italien zu gelangen, fehlte es zu der in Frage kommenden Zeit keineswegs; man erinnere sich an die Expeditionen des Vizekönigs Eugen Beauharnais (Sommer 1813) und des Joachim Murat (Frühjahr 1815). Trotzdem möchten wir der Aussage des in solchen biographischen Notizen gewöhnlich gut orientierten Birman beipflichten; die Situation (vergl. den folgenden Bericht), in welcher Salathe seiner militärischen Expedition Erwähnung tut, läßt ein kleines Gesclunker begreiflich erscheinen. Völlig glaubwürdig ist dagegen der spätere Dienst auf dem Monte Cavallo, d. h. bei einem kombattanten Korps der päpstlichen Linientruppen (nicht der bekannten, heute noch bestehenden Leibwache), das zu Rom in der Nähe des Quirinalpalastes, der damaligen Sommer-Residenz des Papstes, kaserniert war. Wie oft hat nicht die Not einen jungen in Rom lebenden Künstler dazu getrieben, päpstliches Handgeld zu nehmen? Man erinnere sich an Frank Buchser. Auf welche Weise und mit wessen Hilfe Salathe später sein Dienstverhältnis lösen konnte, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß er 1819 wieder auf freiem Fuß war. Während der 1820er Jahre lebte er in der Schweiz, seine späteren Lebensjahre verbrachte er in Paris.

Als Künstler ist Salathe ganz unverdient in Vergessenheit geraten. Die fein gestimmten und mit gutem koloristischem Geschmacl ziemlich breit vorgetragenen Landschaften seiner Spätzeit — es sind zumeist Aquarelle — erheben ihn hoch über seine bas-

lerischen Zeitgenossen, an deren Weise nur seine im unverfälschten Peter Birman-Stil gehaltenen Jugendwerke gemahnen.

Die zweite Hauptperson der Handlung ist kein Geringerer als Karl Friedrich von Rumohr (1785—1843), der Dichter und scharf beobachtende Kunstforscher, dessen wissenschaftliche Werke trotz gewissen darin niedergelegten, ganz abstrusen Ansichten ihren Wert auch heute nicht verloren haben.

In seinem 1832 erschienenen Büchlein „Drey Reisen nach Italien“ glaubte Rumohr Seite 212 ff. eine in etwas hochnäsigen, junkerhaftem Ton abgefaßte Darstellung der Räuber-Affäre bringen zu müssen; offenbar war er — weshalb weiß man eigentlich nicht — durch die Salathe-Zschokke'schen Berichte leicht pikirt. Im rein sachlichen Sinne bildet Rumohrs Erzählung eine wertvolle Ergänzung zu Salathe's Brief; die Katastrophe selbst, der Räuberüberfall, ist für Rumohr „gewöhnlich und gleichgültig“; „die Umstände, Veranlassung und Folgen enthalten die Moral der Fabel.“ Die Sache hätte sich laut Rumohr folgendermaßen entwickelt:

Der Besitzer des von Rumohr in der Nähe von Olevano gemieteten Kasino, ein gewisser Baldi, hatte seinen diebischen Ziegenhirten verhaften lassen; der Prozeß war im besten Gang, als plötzlich der wackere Ortsrichter versetzt wurde und ein äußerst beschränkter Herr an dessen Stelle rückte. An diesen neuen Ortsrichter machten sich nun die Freunde des gefangenen Ziegenhirten und wußten ihn mit leichter Mühe zu überzeugen, daß der Hauptbelastungszeuge für seine Aussage bestochen worden sei. Unverzüglich verfügte daraufhin der weise Richter die Freilassung des Hirten und die Verhaftung des „falschen“ Zeugen. Der Zeuge war aber gewarnt worden und schon vorher in die Berge entwichen; doch auch der aus der Haft entlassene Ziegenhirt kehrte nicht mehr in seine Heimat zurück, er schloß sich vielmehr, dem alten Baldi, dem ehemaligen Ortsrichter und ganz Olevano Rache schwörend, der

Bande eines im Sabinergebirge renommierten Räuberhauptmannes Cesari an.

Der von Salathe im Folgenden beschriebene Überfall ist also als persönlicher Racheakt des Ziegenhirten an seinem ehemaligen Brotherrn Baldi aufzufassen; der Anschlag auf Rumohr lief so nebenher und war ein Unternehmen vorwiegend finanzieller Natur. Nach Rumohr soll der entführte junge Baldi „nicht von den besten“ gewesen sein; der geneigte Leser mag sich also hüten, allfälliges Mitleid an diesen dunkeln Ehrenmann zu verschwenden.

Das Nachspiel des Überfalls gipfelte dann darin, daß die Räuber nach und nach wie jagdbares Wild von der päpstlichen Gendarmerie erschossen wurden; auch den Ziegenhirten ereilte das Geschick, „denn es ist gefährlich, boshast zu sein.“ Der „falsche Zeuge“ wurde glänzend rehabilitiert und für das Lösegeld des jungen Baldi (700 Zecchinen) mußte nachträglich Herr v. Rumohr aufkommen. „So war denn der Ausgang der Geschichte eine allseitige Prellerei.“ Rumohr hatte die Räuber geprellt, blieb aber schließlich selbst der Geprellte.

Doch lassen wir endlich Salathe selbst zu Wort kommen. In hübschem Wiedermeierstil hat er sein Erlebnis wie folgt aufgezeichnet.

* * *

Ich war in Olevano, einem ziemlich bedeutenden Städtchen, etwa achtunddreißig Miglien oder beinahe dreizehn Stunden von Rom, um daselbst einige landschaftliche Studien zu machen.

Ein soeben erhaltenes Schreiben aus Neapel rief mich in Geschäften dahin ab. Ich ging — es war am 16. Juni 1819 vormittags 10 Uhr — zu Baron v. Rumohr, welcher ganz nahe bei Olevano eine Wohnung gemietet hatte, um von ihm Abschied zu nehmen. Der Historienmaler Ramboux aus Mainz war eben auch auf Besuch beim Baron.

Es zog sich ein schwarzes Gewitter zusammen, welches ich erst abwarten wollte, ehe ich nach Rom zurückkehrte. Der Baron und ich griffen nach dem Damenbrette. Mittlerweile rückte das Gewitter drohend näher und fieng dann bald an mit aller Macht zu stürmen und zu toben. Der Regen fiel in Güssen, Schlossen prasselten gegen die Fenster und hausten übel damit. Der Horizont verfinsterte sich, grelle Blitze zuckten durch das rabenschwarze Gewölke und das Brüllen der Donnerschläge machte mit dem zischenden Gebrause des Regens eine bedenkliche Musik.

Wir ließen die Spielpartie fahren, stunden auf und gingen im Zimmer auf und nieder. Gar heiter mochten wir nicht gestimmt gewesen sein, sonst hätten wir wohl dem Naturaufbruch eine malerische Seite abgewonnen; so aber äußerten wir, jezt wechselseitig nicht sowohl der Kunst als des Lebens gedenkend, den wohlgemeinten Wunsch, daß das Ungewitter bald und ohne bedeutenden Schaden für den Landmann vorübergehen möchte.

Währen wir so sprachen, öffnete sich die Thür des Zimmers, zwei mit Gewehren bewaffnete Männer, vom Regen triefend, traten herein und fragten in einem Tone, nicht eben wie man von Wanderern oder Gästen gewohnt ist, nach dem Herrn des Hauses.

Der Baron, der wohl alsobald merkte, daß es auf ihn abgesehen war, antwortete schnell besonnen: „Sogleich will ich ihn rufen!“ eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinab und entsprang aus dem Hause.

Ich glaube des fernern Schicksals meiner zwei Gefährten nach einer spätern Erzählung aus ihrem glaubwürdigen Munde hier erwähnen zu dürfen. Einer der Räuber — denn daß wir in solche Hände gefallen, war nun außer Zweifel — folgte dem Baron bis vor das Haus und schlug dann auf ihn an, aber, wie es sich fügen kam, in dem nämlichen, für meinen Gastfreund so verhängnisvollen Augenblick glitschte der Räuber auf

dem nassen Boden aus und stürzte nieder. Er mochte ziemlich unsanft gefallen sein, denn er blieb eine Zeitlang auf dem Boden liegen, so daß der Baron Zeit gewann, zu entrinnen und das Städtchen zu erreichen.

Der Mainzer Maler, der die Gelegenheit wahrgenommen hatte, mit dem Baron durch die Thür zu entschlüpfen und ihm die Treppe hinab zu folgen, wurde in der Hausflur von dem nacheilenden Räuber zurückgeschleudert. Er sah, wie dieser auf den Baron das Gewehr anschlug, stieß einen Schrei aus und entwich alsdann, während jener am Boden lag und dieser sich rettete, in die Küche, wo eben des Barons Koch am Herde beschäftigt war. „Es sind Räuber im Hause!“ rief er ihm zu, „wie können wir fort?“

Der Koch, ohne in seinem Tun sich stören zu lassen, antwortete leise: „Ich weiß es, aber ich gehe nicht fort, ich bleibe hier.“

Während dies unten vorging, blieb ich im Zimmer oben mit einem Räuber allein. Ich schritt einige Male auf und nieder, all mein Sinnen auf ein Mittel des Entkommens gerichtet; ich hörte den Angstschrei des Malers Ramboux, wußte ihn aber nicht zu deuten. Als ich eben bei der Thür war, faßte ich blitzschnell den Drücker, um sie zur Flucht zu öffnen. Der Räuber aber, dessen Falkenauge mir immer gefolgt war, setzte mir im nämlichen Moment das Gewehr auf die Brust. Ich schlug es mit der Hand in die Höhe, jener zog seinen Dolch, fuhr damit gegen meinen Hals und sagte: „Warum willst du fliehen?“

„Ich will nicht fliehen“, war meine Antwort, „ich will nur hinuntergehen.“

Während der Räuber, der durch mein Emporschlagen seiner Flinte die Haltung etwas verloren hatte, sich wieder zurecht richten wollte, gelang es mir, aus dem Zimmer zu kommen und die Treppe hinab zu eilen, wo ich mich schon gerettet

glaubte, als unten ein dritter Geselle mir mit vorgehaltenem Gewehr „halt!“ zurief; ich mußte mich daher diesem und dem von oben nachfolgenden gefangen geben.

Ramboux war indessen durch eine Hinterpforte glücklich entkommen, durch verschiedene Gärten gesprungen und zu einem einzeln stehenden Hause geraten, wo er unter dem Vorwande, sich vor dem starken Regen zu schützen, bei einigen Weibern eintrat. Sie wußten schon von dem Vorgange in des Barons Wohnung und erzählten es dem Fremdling als eine Neuigkeit. Nach einem kurzen Verweilen suchte er Dlevano zu gewinnen.

Die Räuber, welche inzwischen Rumohr's Haus durchsucht, aber den Besitzer, auf welchen sie Jagd gemacht, nicht gefunden hatten, sondern sich vielmehr überzeugten, daß eben der Entsprungene der Baron selbst gewesen sei, ergriffen einen jungen Menschen, der aus unzeitiger Neugierde dem Vorgang mit zusah und nun seinen Vorwitz zu büßen bekam. Es war der Sohn des Wirtes von Dlevano.

Sie befestigten sowohl ihm als mir einen Strick an die eine Hand und so trieben sie uns fort. Der Regen ergoß sich fortwährend; ich war ohne Hut, denn die Räuber erlaubten mir nicht, ins Haus zurückzukehren, um solchen zu holen. Der eine derselben, der mir ihr Anführer zu sein schien, nahm mir auch meine Taschenuhr ab.

Im Städtchen Dlevano wurde mittlerweile durch die dahin Geflüchteten Lärm gemacht, man zog die Sturmglöcke und Bewohner versammelten sich zu Haufen. Als die Räuber stürmen hörten, trieben sie uns mit Kolbenstößen zum Laufen an. Wir mußten die gebundene Hand immer auf dem Rücken gewendet halten; versuchte ich es, sie hervorzuziehen, so wurde solche von dem Räuber, der den Strick hielt, sogleich mit Heftigkeit wieder zurückgeschneilt. So war uns denn die Vergleichung mit Schlachtopfern recht handgreiflich gegeben und nahe genug gelegt, wessen wir uns von diesen Unmenschen zu versehen hätten.

Sie hatten einen Bauer aus der Gegend bei sich, welcher als Führer voranlief, er wandte sich auf ihren öftern Zuruf „gegen den Wald!“ querfeldein, um ihn (den Wald) desto eher zu erreichen. Einem Ziegenhirt, der wahrscheinlich schon mit ihnen einverstanden im stärksten Regen langsam den Weg her uns entgegenkam, luden sie, ohne daß er betroffen schien oder eine Silbe entgegnete, ihre triefenden Mäntel auf, um desto schneller laufen zu können. Wir gelangten an einen sonst unbedeutenden, aber jetzt stark angeschwollenen Bach. Hier machten wir Halt, um ein Paar ihrer Spießgesellen zu erwarten. Zwischen dem Anführer und mir eröffnete sich nun folgendes Gespräch:

Er: Du mußt mir nun für den Baron haften; ich will dich dran kriegen, du mußt Geld schaffen oder du sollst sehen, wie wir mit dir umspringen.

Ich (ihm zur Beschwichtigung mein Geld reichend, welches in 50 Scudi in Gold bestund): Hier ist alles, was ich habe und nun laßt mich gehen. Ich bin ein armer Maler, habe weder Eltern noch Geschwister mehr und nähre mich mühsam von meiner Kunst.

Er (das Geld in der Hand wiegend): Nun, es ist doch wenigstens Gold; du sagst, du seiest arm und trägst doch so viel Gold bei dir, hattest auch eine Uhr —, wie kommst du dazu?

Ich: Dieses Geld habe ich mir den Winter über durch Malen verdient und zusammengespart, um eine Reise nach Neapel zu machen, die ich wirklich im Begriff war, anzutreten. Die Uhr habe ich zum Andenken von meinem Vater bekommen.

Er (die Uhr einem seiner Konsorten hinschleudernd): Siehe, so geht es. Niemand kann wissen, wem er schenkt, noch wo die Sachen hinkommen. Wenn du doch so arm sein willst, wie bist du denn nach Italien gekommen?

Ich: Ich kam mit der Armee herein, wo ich unter der Artillerie diente. Später stund ich unter der Schweizer-Garde

auf dem Monte Cavallo; hier gefiel es mir aber nicht, ich kehrte wieder zu meiner Kunst zurück und suche mich nun mit ihr, so gut es gehen will, durchzubringen.

Der Anführer war befriedigt und ließ sich nun von mir manches von fremden Ländern und von meinen Feldzügen erzählen. Es schien ihn und die Übrigen sehr zu interessieren, ja sie horchten mit sichtbarer Teilnahme der Erwähnung von mancherlei Kriegsszenen zu, als fühlten sie durch die Ähnlichkeit der Ereignisse ihr schlechtes Handwerk einigermaßen zu Ehren gebracht.

Sie erhoben sich nun wieder und wir mochten etwa fünf italienische Meilen zurückgelegt haben, als unter einem Felsenvorsprung, Mora rossa genannt, wieder Halt gemacht und mir bedeutet wurde, daß ich nun wegen des Lösegeldes schreiben müßte. Ich hatte eine kleine Briefftasche bei mir; einer der Räuber schnitt mit seinem Dolch ein Paar weiße Blätter heraus, ein zweiter schüttete in den Deckel seines Pulverhorns etwas Schießpulver, ließ von seinem durchnässten Hute etliche Tropfen Wasser darauf laufen und bereitete eine „Not- und Hilfstinte“, während ich einen Holzsplitter zuspitzte, der mir als Feder dienen sollte. Zwei von den Räubern hielten nun ein Sacktuch über mich ausgespannt, um den Regen abzuhalten, ein dritter setzte mir den Dolch gegen den Nacken und nun fingen sie an, mir einen Brief an den Baron zu diktieren, welchen ich anfangs in deutscher Sprache zu schreiben gesonnen war, auf das von ihnen erhobene Schimpfen und Drohen hin aber in ihrer Sprache niederschrieb. Es lautete ungefähr also:

Liebster Herr Baron!

Ich bin in Gefahr mein Leben zu verlieren. Senden Sie mir unverzüglich 2000 Scudi, tun Sie mir den Gefallen und retten Sie mich!

Salathe.

So kurz dieses Schreiben war, so habe ich es doch unter mehr Seelenqualen aufgesetzt als irgend eines in meinem Leben.

Man denke sich nur das peinliche meiner Situation. Mancher läßt sich ja schon nicht gern auf die Finger sehen, wenn er schreibt, aber wie war ich daran? Umgeben von Banditen, sah ich hier in ein drohendes Angesicht, dort gegen einen gezückten Dolch, jetzt schrie mir einer in das Ohr: „Schreib das und das auch noch!“ Dann stieß ein anderer Schimpfworte aus, daß ich seinen Willen nicht getan.

Raum war dies überstanden, so mußte ich einen zweiten Brief ähnlichen Inhaltes mit einer Forderung von 10 000 Scudi Lösegeld an den Vater des mitgefangenen jungen Menschen, den Wirt Baldi, nach Olevano schreiben. Beide Briefe wurden dem Bauer, dessen sie sich als Wegweiser bedient, zur Bestellung eingehändigt.

Jetzt machten sich die Räuber wieder auf und zogen noch etwa fünf italienische Meilen immer bergaufwärts weiter. Der Marsch während des noch immer anhaltenden Regens, dann die Angst, der ich mich doch nicht ent schlagen konnte, erschöpften meine Kräfte. Ganz ermattet sank ich auf das Gras hin und erklärte, daß ich erliegen müßte, wenn sie mir keine Rast gönnten. Die Räuber hielten nun einige Minuten still, dann ging es aber wieder mit der vorigen Hast den steilen Weg hinan, den ich in der Art erklimmte, daß ich mich am Grase Schritt vor Schritt hinaufzog. Endlich war mit der größten Anstrengung die Spitze des Berges erstiegen und uns Ruhe gestattet. Wir lagerten uns unter einer Buche und konnten von da auf die ganze Niederung, auf das Städtchen Olevano mit seiner Umgegend niederschauen. Die Räuber benutzten diesen Standpunkt, um auszuspähen, ob nicht irgendwo etwas ihnen drohendes sich auftue oder bewege. Nachdem sie sich eine ziemliche Weile umgesehen, brachen sie wieder auf, um noch eine Strecke bergwärts zu gehen. Eine kleine, muldenförmige Einsenkung war der Ort, den sie sich zum Nachtlager ausersehen. Das erste war, daß die einen Feuer anmachten, die andern von einer nicht

ferne allda weidenden Herde ein Kalb holten, abstachen und abzogen, um es zu braten. Damit wurde es aber kurzweg so gehalten: man legte die Fleischstücke ins Feuer und wenn sie auf der einen Seite gar schienen, so wendete man sie um. Nach einigen Stunden kam ein Schäfer, welcher etwas Wein und einige Bagnolethen (kleine Brote) brachte. Die Räuber schienen überall ihre Bekannten und Vertrauten zu haben; es ist ja überhaupt in der Welt, wo Spitzbuben ihr Wesen treiben, aber besonders hier in Italien der Fall, daß sie da, wo sie heimisch werden, eine Anzahl von halben Spitzbuben an sich ziehen, durch welche sie mit der civilisirten Welt in Rapport bleiben. Es sind dies die Fehler, Spione, Zuträger, Vertrödler u. — Nun ging es ans Essen und ich muß der Wahrheit zur Steuer anführen, daß ich meinen rechten Teil und zwar immer zuerst bekam.

Der Räuberhauptmann bemerkte während des Essens beim Schäfer ein Gebetbuch Santa Croce betitelt, er ließ es sich geben und sagte zu mir: „Du kannst lesen, bet' uns einmal daraus vor!“

Ich tat seinen Willen und las ein Gebet. Die Gauner nahmen ihre Hüte ab und bezeugten — besonders der Hauptmann — viel Andacht; er seufzte häufig und küßte einmal über das andere das Kruzifix, das er vorn an der Brust hangen hatte. Wunderliche Zweiseitigkeit in solch rohen Gemüthern! Man sieht, daß der Mensch auch im Schlamme noch nach dem Heiligen sein Auge richtet. Unter sich selbst ehrlich, ja oft streng geordnet, möchten sie es auch mit dem Höchsten nicht verderben, nur was dazwischen liegt — die Mitwelt — wird mißbraucht. Sie wären die bravsten Leute, wenn sie keine Spitzbuben sein müßten. Aber besonders in diesem Lande haben gewiß Erziehung, Sitte, Verfassung und der unbürgerliche Geist, der über dem sonst so herrlichen Lande schwebt, nicht wenig hiervon zu verantworten.

Der Hauptmann war so erbaut durch mein Vorlesen, daß

er sofort fünf solcher Gebetbücher von den Einwohnern von Olevano gewaltsam requirieren ließ.

Er saß die meiste Zeit in sich gefehrt, finster da, seufzte zuweilen tief, während die Übrigen sich lustig und munter geberdeten, und sprach wenig. Es war aber sichtbar, daß er ihnen imponierte; dabei erschien er mir als der wachsamste und tätigste unter ihnen, der auch namentlich die Hut wie jeder Andere verrichtete, wenn ihn die Reihe traf.

Es mochte nachts neun Uhr sein, als zwei Bauern aus Olevano auf einem Pferde Schinken, Brot und Käse nebst einem Fäßchen Wein brachten. Nun gings an ein Zechen. Das Kalb wurde vollends gebraten, diesmal jedoch mit mehr Geschick. Sie steckten nämlich die Stücke an die eisernen Ladstöcke und drehten sie über dem Feuer herum. Auch ich wurde als Bratenwender angestellt, dagegen aber auch mit Auszeichnung bewirtet, indem mir immer der erste Trunk und der beste Bissen dargereicht wurde.

Die Bauern mußten die Nacht über da bleiben. Es ward auf dieser Höhe nach dem anhaltenden Regen ziemlich kalt. Auf dem nassen Boden um ein Feuer gelagert, das uns nur teilweise erwärmte, fühlten wir alle Frost, die Räuber suchten sich mit Springen und Tanzen zu erwärmen, auch mich ergriffen sie bei den Händen und sagten: „Es macht frisch, Federigo, komm, laßt uns tanzen, daß uns warm wird!“ Ich Armer mußte nun tanzen, so wenig ich im Grunde dazu gestimmt war.

Indessen war es nicht mehr weit von Mitternacht. Die Wache war ausgestellt, die übrigen hatten sich wieder um das Feuer gelagert, um zu schlafen. Ich mußte meine Schuhe ausziehen; als bei einem sich die Schleife nicht gleich aufknüpfen ließ, fuhr einer der Räuber rasch mit dem Dolche hindurch und trennte den Riemen. Ich mußte mich nun legen, versuchte auch, so den Schlaf zu finden, aber vergebens, — ich richtete mich nach einiger Zeit wieder auf und schlief, von Strapazzen und

Gemütsbewegungen erschöpft, in sitzender Stellung ein. Wer sollte glauben, daß mich bald ein angenehmer Traum erquickte? Und doch geschah es. Als wollte das Geschick die krampfhaft gespannte meines Gemüts auf einige Zeit lösen und meinem leidenden Organismus durch eine Täuschung Linderung zuführen, trug mich der Traum in eine vergangene Zeit, in mein väterliches Haus zurück; ich war bei meinen lieben Eltern und Geschwistern und saß heiter und sorglos in ihrer Mitte. Aber nicht lange, so fuhr ich durchschauert von der feuchten Kälte wieder zusammen, die Angst fiel lastend auf mein Herz zurück, ich sah mich umgeben von Räubern, in deren frevelhaften Händen mein ganzes Schicksal lag.

Ein junger Geselle von etwa zwanzig Jahren, ein schöner, kräftiger Bursche, lag neben mir; er suchte mich zu ermuntern; „fürchte dich nicht, Federigo“, sagte er mir, „wir tun dir nichts zu leide, wir lassen dich wieder fort.“ Dann mußte ich ihm von meinem Vaterland, vom Krieg und von der Artillerie erzählen. Auf einmal unterbrach er mich mit der Frage: „Hör, Federigo, hast du wirklich kein Geld mehr?“ „Gewiß“, erwiderte ich, „ich habe nichts mehr als diese zwei Scudi und etwas kleine Münze, wenn du diese willst, so kannst du sie haben.“

„Nein, ich will sie nicht“, sagte er, „behalte sie, du kannst damit nach Rom zehren.“

So ging eine böse Nacht langsam vorüber. Der Morgen brach heran, die Räuber ermunterten sich und schickten die Bauern von Olevano wieder fort, um schnell Geld zu holen. In der Zwischenzeit erzählten sie Manches von ihren Räubergeschichten und belustigten sich, den jungen Olevanesen zu quälen, welchen die Angst beinahe tötete. Auch an mir übte der Hauptmann seine Tücke aus, indem er sein blankes langes Messer herauszog und sich mit den Worten an mich wandte: „Sonderbar, daß die Rostflecken von Menschenblut nie ausgehen; du

bist Soldat gewesen, wie macht Ihrs doch, daß Ihr Euer Zeug immer so blank erhaltet?“

Ich sagte ihm: „Wir putzen unsre Waffen gewöhnlich mit Ziegelmehl und Essig.“

„Ich will mir's merken“, erwiderte er, wog das Messer ganz behaglich in der Hand und fuhr dann, indem er mir damit gegen den Unterleib manövierte, als wenn er einen Stoß machen wollte, mit Banditenlust fort: „Ha, wie es gut in der Hand liegt, dies Messer fehlt nicht, hat noch nie gefehlt, damit hab ich schon manchen still und blaß gemacht.“

Am besten tat ich wohl, um sein teuflisches Gelüste nicht zu reizen, daß ich meine Fassung zu behalten suchte; ich fragte so gelassen als möglich: „Ihr macht also den Stoß von unten herauf? Warum stoßt Ihr nicht von oben herab in die Brust?“

Der Hauptmann erwiderte: „Das ist nicht so sicher; oben sind Knochen, da kann der Stoß abgleiten oder das Messer abspringen; aber von unten fehlt es nie, da muß die Spitze unaufhaltsam in's Herz dringen.“

Durch dergleichen theoretische Unterhaltungen suchte ich ihn von praktischen Versuchen an mir abzubringen. Er spielte noch lange mit seinem Mordstahl, betrachtete ihn mit Behaglichkeit, wie man sonst wohl ein zweckmäßiges, hilfreiches Instrument betrachtet, faßte ihn dann an der Spitze, warf ihn in die Höhe, daß er in der Luft umschlug und fing ihn mit großem Geschick am Hest wieder auf. Er gefiel sich dabei und forderte, ich sollt es ihm nachmachen. Ich lehnte es ab, produzierte aber dagegen ein anderes Kunststück, wo auf die eine Seite der Messerklinge ein kleines Papierchen geklebt wird und dann durch flinkes Wenden des Hestes aus Täuschung bald auf beiden Seiten eines zu kleben scheint, bald auf keiner.

Den Gefellen gefiel diese Spielerei. Sie begriffen anfangs nicht, wie es damit zugehe. Dem Hauptmann verriet ich das Geheimnis, er machte es nach und hatte seine Freude daran.

So kam es nach und nach zu einiger Vertraulichkeit unter uns. Besonders schloß sich der schon erwähnte junge Räuber an mich an, sprach mir tröstliche Worte zu und versicherte mir, nur der Wirtsohn werde die Zeche bezahlen müssen u. u. Auch der sonst finstere Räuberhauptmann ließ sich einmal heraus: „Federigo, du bist mir wirklich ins Herz gewachsen!“

Auf solchen Sonnenschein verfinsterte es sich aber bald um so stärker.

Als nämlich die Kunde kam, daß sich von unten her Soldaten blicken ließen, wurden wir beide Gefangene mit Stricken gebunden, auf den Boden gelegt und bedroht: „Euer Leben haftet uns für das unsrige! Wenn uns die Soldaten angreifen, so seid Ihr verloren, wir bringen Euch um!“

Und wer weiß, was geschehen wäre, hätten nicht, wie ich nachher erfahren, die Einwohner den Kommandanten gebeten, seine Mannschaft zurückzuziehen, indem der Entführten Leben auf dem Spiel stehe. Die Räuber wußten durch ihre Spione jede Bewegung der Soldaten und banden uns sogleich wieder los, als sie Kunde erhielten, daß jene zurückgingen.

Gegen elf Uhr vormittags kamen die Bauern zum zweiten Male und brachten 200 Scudi an Geld nebst einigen Uhren und silbernen Löffeln als Lösegeld für den Sohn des Wirtes.

Der Hauptmann ließ sich am Boden sitzend das Geld und die Silberwaren in den Schoß geben, zählte jenes und warf das übrige Silber verächtlich mit den Worten auf die Seite: „Diesen Kram kann ich nicht brauchen, Geld muß ich haben.“ Die Geringsfügigkeit des Lösegeldes brachte ihn in Zorn, unter Fluchen und Loben rief er aus: „Was denken die Olevaneser! Für was halten sie mich? Noch nirgends ist mir so etwas widerfahren, nie bin ich so schlecht, so gewissenlos behandelt worden. Aber wartet nur, ich wills Euch zeigen!“

Er wollte nichts davon hören, daß der Vater des jungen Menschen nichts weiter habe, ja daß im ganzen Städtchen nur

so viel aufzutreiben gewesen sei; „wenn Ihr nicht mehr Geld bringt“, fuhr er fort, „so werd ich Euch den Kopf dieses Burschen schicken.“

Die Gesellen des Hauptmannes, um zu zeigen, daß sie gleichen Sinnes mit ihrem Anführer seien und um seinen Drohungen Kraft zu geben, kitzelten in Gegenwart der Bauern den jungen Menschen mit ihren Dolchen und machten Miene, ihm die Ohren abzuschneiden. Dieses grausame Vorspiel erregte ihm Konvulsionen und er fiel in Ohnmacht.

Da das Lösegeld, welches die Bauern gebracht, um des jungen Baldi willen gegeben, von mir aber gar nicht die Rede gewesen war und der Baron auf den an ihn gerichteten Brief nichts hatte verlauten lassen, so forderten die Räuber, ich sollte einen zweiten, dringenderen Brief schreiben und darin dem Baron meinen gewissen Tod vorstellen, wenn er kein Geld für mich schicke.

Ich weigerte mich, dies zu tun: „Wozu sollt es nützen?“ sagte ich, „Ihr seht, daß sich um meine Rettung niemand kümmert; Ihr wißt jetzt, daß ich ein armer Maler bin, der bloß von seinem Verdienste lebt. Aus mir könnt Ihr nichts herauspressen und der Baron bezahlt auch nichts für mich. Er hat sich wahrscheinlich nach Rom geflüchtet und bekümmert sich wenig darum, wie mirs geht. Darum laßt mich gehen, oder wenn Ihr mich umbringen wollt, so bringt mich gleich um! Es kann Euch nichts nützen, mich länger zu behalten.“

Die Räuber ließen mich in Ruhe und die Bauern gingen fort, um noch mehr Geld aufzutreiben. Jetzt bekamen die Räuber Lust, Proben meiner Kunst zu sehen, sie verlangten, von mir gezeichnet zu werden. Ich nahm ein Stückchen Kohle vom Boden, spitzte es zu und fing an, auf einige Blättchen Papier, das ich noch bei mir hatte, die Umrisse derselben, so gut sichs tun ließ, zu zeichnen. Mit einigen der Skizzen waren die Räuber zufrieden und steckten sie zu sich, eine der Zeich-

nungen aber gaben sie mit der Ausstellung zurück, sie sei schief und verzerrt, wie auch wirklich nicht zu leugnen war.

Ich will hier das Aussehen des Hauptmanns mit wenig Worten beschreiben: Er trug einen runden spitzigen Hut mit hohem Knaufe, geschmückt mit roten Bändern und bunten Blumen. Er hatte einen starken schwarzen Schnurrbart, gewaltigen Backenbart und neben den Ohren zwei schwarze Locken, den übrigen Kopf geschoren; schwere Ohrringe von Gold, nackten Hals und Brust, letztere stark behaart; um den Hals Korallenschnüre und eine von Perlen, woran ein Kreuzifix hing von schwarzem Ebenholz mit einem Christus von Gold; die Weste und die kurze Jacke, die kurzen Beinkleider von grünem Sammt, erstere mit silbernen Knöpfen in drei Reihen besetzt; im ledernen Gurt steckten ringsum die Patronen, vorne der Dolch, das Heft von schwarzem Horn mit Silber eingelegt; am Gurt bemerkte ich an der messingenen Schließe das Wappen des Papstes. Ob wohl in der Räuberseele nie eine Reflexion über diese sonderbare Auszeichnung entstanden sein mag? Frivolität ist gewiß das letzte, an was man hiebei denken darf, die Devotion vor dem heiligen Vater besteht in dieser Klasse von Menschen neben dem Verbrechen. So zierten auch seine Brust eine Anzahl Amulette und Heiligenbilder, ja, es ist nicht undenkbar, daß er unter Anrufung derselben sein schreckliches Tagwerk beginnt. — Über der Schulter hing die Kugelbüchse und ein lederner Riemen mit grüner Seide gestickt, in welchem ein silberner Löffel und eine Gabel steckten. Statt der Schuhe trug er Sandalen mit Schnüren befestigt, welche sich bis an's Knie hinauf wanden.

Der Hauptmann, den die Andern Nicola nannten, ist ein Mann von etwa 35 Jahren. Ein Gefährte, „Franmassone“ genannt, mochte von demselben Alter sein. Die drei übrigen schätzte ich auf 20, 24 und 30 Jahre.

Die Bande sprach mir zu, mit ihnen zu kommen und bei ihnen zu bleiben; ich sollte, meinten sie, ein gutes Leben haben,

sie besäßen auch schöne Gemälde, die sie reisenden Engländern auf der Straße abgenommen. Einmal, erzählten sie, hätten sie einen Engländer mit einer bildschönen Dame auf der Straße aufgehoben und mit sich fortgeführt. Von Baumästen hätten sie ihr eine Bank und einen Tisch gemacht und überhaupt alles Mögliche getan sie zu erheitern, denn die Frau sei gar zu schön und artig gewesen; aber sie habe doch nie lustig werden wollen. „Wir gehen nur auf die Straße“, fuhren sie fort, „wenn wir kein besseres Geschäft zu machen wissen, es gibt nur wenig aus, 300—400 Scudi, Ringe, Dosen, Uhren und dergleichen. Das ist alles, was wir dort erwerben.“ Der Räuberhauptmann erkundigte sich nach Mailand, es solle daselbst reiche Leute haben, ob es auch viel Berge dort gebe, ich solle ihnen, weil ich von da gekommen, den Weg zeigen . . .

Ich wandte ein, dies sei schwieriger als sie glaubten; ohne Pässe von ihrer Obrigkeit wäre nicht durch so verschiedener Herren Länder zu kommen, auch sei für sie dort nichts zu machen, die Berge reichten nur bis Bologna, dann komme eine unabsehbare Ebene, welche für ihr Geschäft nichts tauge.

Sie gaben ihren Plan auf, indem sie bemerkten, Pässe würden sie von ihrer Obrigkeit schwer erhalten, weil sie zu Hause nicht zum besten angeschrieben seien Was ich weiter aus ihrer Unterhaltung erfuhr, war, daß ihre Bande 50 Mann stark ist, welche sich alle drei Monate versammeln, um sich gemeinsam zu erlustigen; die Hauptzusammenkunft sei aber am Neujahrstage, da gehe es hoch her, es fänden sich auch Weiber und Mädchen ein, es werde getanzt und gezecht und dies Leben daure acht Tage. — Sie hatten auch vor mir kein Hehl damit, einmal einen Kardinal aufzuheben und ihn so lange festzuhalten, bis ihnen der heilige Vater Pardon und seinen Segen erteilt habe.

Gegen fünf Uhr abends kamen die Bauern zum dritten Mal und brachten 129 Scudi in Gold als Lösegeld für den

jungen Baldi. Die Räuber, noch nicht befriedigt, drohten wiederholt, ihn umzubringen, wenn nicht mehr Geld geschafft würde. Die Bauern jammerten und flehten und beteuerten, nicht mehr aufreiben zu können; der junge Mensch fiel den Räubern zu Füßen und bat unter Tränen, ihn frei zu lassen. Alles umsonst. Die Bauern wurden mit der Drohung fortgeschickt, daß wenn sie nicht mehr Geld brächten, dem alten Baldi der Kopf seines Sohnes zugesandt werde.

Ich betreff meiner Schienen sie sich nun überzeugt zu haben, daß sich wirklich niemand um mich bekümmere und ich also ein ganz unnützes Faustpfand für sie sei. Auf einmal wandte sich Nicola zu mir und ich vernahm aus seinem Munde die Worte, die mir wie himmlische Musik klangen: „Geh, geh, zieh fort in Frieden!“ Ein anderer setzte lächelnd hinzu: „Verzeih', Federigo, wir haben uns geirrt.“ (Wegen eines erwarteten Lösegeldes meinte er wahrscheinlich.) „Wir werden uns vielleicht zu einer andern Zeit wieder sehen.“

„Ich hoffe nicht, Euch noch einmal zur Last zu fallen“, versetzte ich lachend, die Räuber lachten mit, reichten mir die Hand und so trennte ich mich in einer Art Freundschaft von ihnen.

Ich war schon eine ziemliche Strecke am Berg hinunter, da rief es von oben: „Federigo, Federigo, komm noch einmal zurück!“

Ich stutzte, kehrte aber dennoch um und fragte, was sie wollten. „Mein Sacktuch gib mir zurück“, erwiderte einer von ihnen. Er hatte mir während des Regens sein nasses Schnupftuch gegen mein trockenes gegeben, um dieses um sein Flintenschloß zu wickeln. Der Räuber reichte mir nochmals die Hand, umarmte mich und sagte: „Gib mir auch einen Kuß, Federigo!“ Ich tat es und so schieden wir.

Ich kehrte nach Olevano und von da nach Rom zurück. Unvermutet traf ich auf einige meiner Freunde, welche kaum

ihren Augen trauten, als sie mich des Weges daher kommen sahen. Sie hatten zur Sicherheit Gendarmen mit sich genommen und waren im Begriff, den Räubern eine Summe Lösegeldes, welches durch die patriotische Sorge des braven schweizerischen Konsuls Herrn Schnell zusammengebracht worden, einzuhändigen. Höchlich erfreut über die glückliche Wendung dieser fatalen Geschichte kehrten sie mit mir im Jubel nach Rom zurück, wo dann meine Befreiung von den deutschen Künstlern, die so herzlichen Anteil an meinem Geschick genommen, am Feste Johannis bei Antonio vor der Porta Salaria nach deutscher Sitte bei Gesang und Becherklang gefeiert wurde.

Die päpstliche Regierung hatte vorher schon sich unter der Hand anheischig gemacht, das allenfallige Lösegeld für meine Befreiung zu vergüten, auch mir die von den Räubern abgenommene Barschaft ersetzen zu lassen. Durch die kräftige Verwendung meines braven Konsuls erhielt ich auch wirklich die verlorenen 50 Scudi bar vergütet. Als Fremdling mußte ich dies dankbar anerkennen, übrigens aber die rechtliche Gesinnung der Regierung würdigen, die gar wohl die Verpflichtung fühlt, dergleichen Gewalttaten, wie mir angetan worden, durch kräftige Maßregeln vorzubeugen. Sollte nicht jeder Staat den Schaden, der durch solche Sicherheits- und Eigentumsverletzung geschieht, billig ersetzen, weil der Anspruch an seinen Schutz allgemein ist?

